

REZENSIONEN

Csaba Földes (Hrsg.): **Deutsch in soziolinguistischer Sicht. Sprachverwendung in Interkulturalitätskontexten.** Tübingen: Narr, 2010 (Beiträge zur Interkulturellen Germanistik, 1).

Der Herausgeber ist zugleich Spiritus rector des Bandes, als Leiter des Forschungsprojekts, woraus der Band hervorging (siehe Vorwort), aber auch durch sein erfolgreiches Buch „Kontaktdeutsch“ (Földes 2005), auf das die Mehrzahl der neun Beiträge Bezug nimmt oder es zumindest in den Literaturhinweisen nennt. Außerdem beziehen sich sieben Beiträge auf das Tätigkeits- und hauptsächlich Wirkungsgebiet des Herausgebers, Ostmitteleuropa. Ausnahmen sind zwei thematisch, aber auch nach der Anordnung eher randständige Beiträge: Der erste, von **Norbert Dittmar**, über „Urbane Ethnolekte am Beispiel von Berlin“, und der neunte, von **Alfred Wildfeuer**, über „Transferenzen und Kode-Umschaltungen in einer deutschsprachigen Siedlung in den USA“, nämlich Ellis (Kansas), wobei dieser Beitrag durch die örtliche „deutsch-böhmische Varietät“ historisch ebenfalls mit Ostmitteleuropa verbunden ist.

Übergreifende Themen des Bandes sind vor allem, jeweils bei Sprachminderheiten: 1) strukturelle Sprachmischungen und Sprachwechsel sowie 2) Sprachverlust und Spracherehalt. Ich befaße mich in dieser Rezension, die deshalb vielleicht von manchen Lesern als Verfehlung des Genres bewertet wird, nur mit dem zweiten Komplex und vernachlässige damit womöglich gerade die wissenschaftlich herausragenden Beiträge, z.B. Dittmars, der – etwas vereinfacht charakterisiert – die strukturelle und pragmatische Spezifik des Türkendeutchs in Berlin akribisch analysiert und seine sozialen Auswirkungen diskutiert bis hin zur Frage, ob diese Varietät mit der Zeit auch das Standarddeutsche beeinflusst. Ebenso bleiben unbesprochen, ohne dass dies im geringsten eine Abwertung implizieren soll, die Beiträge von **Ágota Nagy** „Zur Klassifikation von Transferenzercheinungen in Czernowitzer deutsch-jüdischen Presseprodukten der 1930-er Jahre“, von **Daniela Pelka** „Anthroponyme in Kontaktsituationen: Deutsche und polnische Personennamen in Oberschlesien“ und von **Marek Sitek** „Kompliment als Untersuchungsgegenstand der Pragmatik und Soziolinguistik – einige Bemerkungen zum Stellenwert des Sprechaktes Komplimentieren vor dem Hintergrund einer konfrontativ orientierten Höflichkeitsforschung“. Bei den im Folgenden – allerdings notgedrungen auch immer nur kurz – thematisierten Beiträgen halte ich mich an die im Band vorgegebene Reihenfolge.

Erika Kegyes' Beitrag „Wo liegt eigentlich Litowr? Bericht über ein Projekt zu Förderung und Beibehaltung der ungarndeutschen Minderheitenkultur“ schildert eine vom Goethe-Institut angeregte und von Ibolya Englender-Hock geleitete Bemühung um die deutsche Sprache und Kultur in einem ungarischen „Sackdorf“ (abseits der Verkehrsstraßen) bei Pécs/Fünfkirchen. Dessen Bewohner sind gezeichnet von der zunächst magyarisch-nationalistischen und danach „sozialistischen“ Repression der deutschen Sprache und Kultur, die in dem Projekt durch Aufarbeitung der Geschichte, Sammeln von Spuren und Bewusstmachung des örtlichen Dialekts aufgearbeitet wird. Der naheliegende nächste Schritt, im Anschluss an dieses Projekt, wäre, nicht zuletzt im Hinblick auf diejenigen vormals Ortsflüchtigen, von denen in letzter Zeit viele zurückkommen (S. 36), eine Per-

spektive für das Standarddeutsche zu entwickeln, mit dem sich inzwischen auch schon die Alten „ohne Schwierigkeiten verständigen“ können (S. 37).

Felicja Księżyks Beitrag „Zur (In-)Adäquatheit des Sprachinselansatzes in der Auslandsgermanistik“ verdeutlicht die Relevanz dieses Ansatzes für die historische Forschung und illustriert sie am Beispiel der oberschlesischen Sprachinsel Kostenthal. Meines Erachtens hätte Księżyk jedoch noch Vertiefungsbedarf des Sprachinsel-Ansatzes für die Erklärung der inselspezifischen Resistenz gegen sprachliche und kulturelle Assimilation anmelden können (z.B. S. 47). In der heutigen Zeit der Internationalisierung und Globalisierung wirken jedoch sowieso andere Kräfte, was schon daran deutlich wird, dass die Kostenthaler ihren Dialekt nicht mehr gebrauchen, sondern nur noch zitieren (S. 48). Allerdings ist ihr heutiges Deutsch noch davon gefärbt, wie auch vom Polnischen beeinflusst – und umgekehrt ihr Polnisch vom Deutschen (S. 49ff.). Wiederum vermisse ich Hinweise auf die zukünftige Perspektive von Deutsch und Deutschkenntnissen für eine solche Sprachminderheit.

Attila Németh schreibt über „Deutsche Dialekte in Ungarn: Sprachmischung, Spracheinstellungen und Alter“. Er bezieht sich dabei auf die ungarischen Dörfer des Plattensee-Oberlandes, die schon seit der Zwischenkriegszeit zweisprachig Deutsch-Ungarisch sind und sich nun „in einer fortgeschrittenen Phase des ‚Sprachwechsels‘“ befinden (S. 76) – wobei ich persönlich allerdings den einst von Michael Clyne vorgeschlagenen Terminus „Sprachumstellung“ für den hier gemeinten dauerhaften Zustand für treffender halte und den Terminus „Sprachwechsel“ lieber für die Übersetzung von „code-switching“ ins Deutsche reservieren wollte. Offenbar wird der deutsche Dialekt heute fast nur noch von alten Leuten gesprochen – was ich überhaupt nicht schlimm fände, wenn die junge Generation dann stattdessen Standarddeutsch spräche. Für die alte Generation ist außerdem die Mischung von Deutsch und Ungarisch typisch. Németh hat nun die Einstellung der alten und jungen Generation zu dieser Mischsprache mittels *matched-guise-Tests* untersucht (S. 80ff.) und dabei unter anderem festgestellt, „dass sich die Jüngeren gegenüber der (lexikalischen) Sprachmischung höheren Grades sehr intolerant verhalten“, wenn sie entsprechende Sprachproben hören (S. 84, auch 89f., 93) – im Gegensatz zu einer bekundeten größeren Toleranz bei einer Befragung ohne Hörprobe (S. 90). Wenn allerdings Németh einerseits, sicher zurecht, „die Relevanz dieser Ergebnisse für die Kontaktlinguistik und die Spracheinstellungsforschung“ betont (S. 95), frage ich mich andererseits nach deren Relevanz für die Sprecher selbst und erst recht für die deutsche Sprachgemeinschaft.

Hermann Scheuringers Beitrag überragt alle anderen, indem genau diese Relevanz durchgehend aufleuchtet – wenn auch sein Titel, der lautet „Das Deutsche und die Deutschen in Rumänien – Statusfragen einer Minderheit angesichts ihrer tiefen demographischen Zäsur“, dies nicht ohne Weiteres verrät. Jedoch geht es Scheuringer darum, zu zeigen, wie Deutsch in Rumänien trotz schwerster demographischer Einbußen sich stabilisiert hat: durch ein attraktives Bildungsangebot, durch eine wirksame Sprachenpolitik seiner Sprecher, durch aktuelle Medien und anderes – übrigens nicht nur als Muttersprache, sondern auch als Fremdsprache. Hier handelt es sich, kurz gesagt, um eine Erfolgsgeschichte des Spracherhalts – und zwar unter der ausgesprochen widrigen Bedingung massiver demographischer Verluste. Ein naiver Leser wie ich hier möchte aufschreiben, ob sich die Ungarndeutschen hiervon nicht eine Scheibe abschneiden könnten. Sicher, sie sind gezeichnet vom magyarischen Sprachnationalismus, für den es bezüglich des Rumänischen in Rumänien keine Entsprechung gibt. Aber dennoch erscheint es einem, wie gesagt, naiven Betrachter für Ungarn an der Zeit, vom Sammeln und Sortieren

von Dialekten und Sprachmischungen resolut abzurücken und sich den Fragen des Deutscherhalts und der Entwicklung einer Zukunftsperspektive für das Standarddeutsche zuzuwenden.

Der abschließende, hier zu Anfang erwähnte Beitrag von **Alfred Wildfeuer** verrät in seinem zweiten Teil (151–155), wenn auch nur in kurzer Andeutung, wo unter anderem die theoretischen und methodischen Anregungen für den Erhalt von Deutsch als Minderheitensprache zu suchen sind: In der kanadischen und US-amerikanischen Spracherhalt-Forschung, die beispielhaft repräsentiert werden durch Namen wie Richard Bourghis oder Joshua Fishman (vgl. dessen Buch „Can threatened languages be saved?“ 2001). Die Leitfrage müsste lauten, wie deutschsprachige Minderheiten ihre Sprache retten können. Diese Frage, deren Beantwortung für die Zukunft sowohl der deutschen Sprache und Sprachgemeinschaft als auch des Fachs Deutsch als Fremdsprache folgenreich ist, untersucht zurzeit Vanessa Gawrisch in einer Dissertation, indem sie die Spracherhalt-Chancen aller deutschen und deutschsprachigen Minderheiten in der EU vergleicht (vgl. dazu auch Gawrisch/Ammon 2010). Ihre Untersuchung vertieft und präzisiert Fragestellungen des Rezensenten in seinem Buch „Die internationale Stellung der deutschen Sprache“ (1991: 105–114) sowie eines Vergleichs der deutschsprachigen Minderheiten in der EU mit der deutschsprachigen Minderheit in Frankreich, im Elsass (Ammon 2007). Der Rezensent wünscht sich, dass die Interlingualitäts- und Sprachkontaktforschung des Deutschen entschiedener auf solche Fragestellungen einschwenkt und hofft und vermutet, dass er dafür auch Zustimmung beim Herausgeber des vorliegenden lesenswerten Bandes findet.

Literatur

- Ammon, Ulrich (1991): Die internationale Stellung der deutschen Sprache. Berlin/New York: de Gruyter.
- Ammon, Ulrich (2007): Deutschsprachige Minderheiten in Europa im Vergleich zum Elsass. In: Darquennes, Jeroen (Hrsg.): Kontaktlinguistik und Sprachminderheiten. St. Augustin: Asgard, 103–116.
- Földes, Csaba (2005): Kontaktdeutsch. Zur Theorie eines Varietätentyps unter transkulturellen Bedingungen von Mehrsprachigkeit. Tübingen: Narr.
- Gawrisch, Vanessa/Ammon, Ulrich (2010): Die deutschen und deutschsprachigen Minderheiten in der EU – Sprachenrechte und Chancen des Spracherhalts. In: Europa ethnica 67 (3/4), 93–101.

Ulrich Ammon (Duisburg)